



In Wien bestehen gute Chancen, dass Medizinstudenten an echten Körpern die Anatomie des Menschen begreifen lernen.

Fotos Jacqueline Godany (2), Michaela Seiser

Zwanzig zierliche altrosa Marmortische sind das zentrale Inventar im Seziersaal Nummer fünf im Anatomischen Institut der Medizinuniversität Wien. Seit mehr als hundert Jahren stehen sie dort. Auf ihnen liegen tote Körper – respektvoll zugedeckt. In dieser stillen Umgebung ist der einst noch atmende und hoffende Mensch nur noch Biologie. So ähnlich muss der Philosoph Arthur Schopenhauer empfunden haben, als ihm die Erkenntnis kam: „Nach deinem Tode wirst du sein, was du vor deiner Geburt warst.“ Es sind die Überreste von Menschen, die zu Lebzeiten entscheiden, ihren Leichnam der Wissenschaft zu übergeben.

Tausend von ihnen werden in Wien jährlich benötigt. Schließlich forscht das aus der Zeit der Donaunarchie stammende Institut viel und hat entsprechenden Bedarf. Zudem ist die Medizin Wien eine der größten medizinischen Hochschuleinrichtungen in Europa. Mit dieser Menge können sowohl die Lehre mit gut siebenhundert Studenten jährlich abgedeckt werden als auch postgraduale Kurse für Chirurgen und andere Fachärzte und darüber hinaus die Forschung. Der Vorstand des Instituts, Wolfgang Weninger, sagt, ungefähr genauso viele würden angeboten. Die Spender müssen mündig sein und mindestens achtzehn Jahre alt. Fast tausend Euro sind mittlerweile dafür zu bezahlen. Die tatsächlichen Kosten für die Anatomie würden damit nur zum Teil abgedeckt, heißt es.

Zustände kommt es vielleicht aus heroischen Gründen. „Viele wollen der Wissenschaft dienen, möchten nach dem Tod etwas beitragen zur Ausbildung von angehenden Ärzten und Forschung“, sagt Weninger. Etliche Spender entscheiden sich erst in einer relativ späten Lebensphase dafür. Sie stammen aus unterschiedlichen sozialen Hintergründen. Das Finanzielle dürfte bisweilen eine Rolle spielen. Denn im Vergleich ist diese Art der Bestattung günstig. Mit dem Vertrag bezahlen die Spender rund tausend Euro. Nach dem Motto „Es bezahlen die Erben“ wollen manche ihre Nachkommen schonen. Wer Spender zu Lebzeiten ausfindig machen will, hat es nicht einfach. Für viele ist es ein Tabuthema.

Bernhard Höfers Entscheidung reicht weit zurück in die Kindheit. Als kleiner Junge hat er es gehasst, auf Begräbnisse zu gehen. Das wollte der Wiener seinem Kind ersparen. „Ich will nicht, dass mein Kind hinter mir nachgehen muss. Zugleich tue ich was Gutes.“ Die Vorstellung, etwas zur Forschung beizutragen und auf diese Weise Leben zu retten, gefällt dem Verwaltungsbeamten. Mittlerweile hat der über Fünfzigjährige seine ganze Familie überzeugt. Seine Frau und Schwester, Schwager sowie die Schwiegereltern wollen es ihm gleichtun. Sein Vater ist vorangegangen. An ihn erinnert eine Namensplakette auf dem Wiener Anatomiefriedhof. Auch der finanzielle Aspekt sei nicht außer Acht zu lassen, meint der Spender. „Dass eine schöne Leich viel Geld kostet, wissen wir. Wer hat was davon?“, fragt Höfer und findet: „Das Geld kann man besser investieren.“

Als sein Vater starb, wurde die Familie verständigt von der Pflegeeinrichtung, in

der er nach einem Schlaganfall sein Lebensende verbracht hat. Eine Zusammenkunft samt Totenmahl gab es trotzdem im legendären Schweizerhaus im Prater. Hin und wieder besucht er die Grabstelle des Vaters. Denn sind die Untersuchungen an der Medizinischen Universität Wien beendet, wird der Leichnam feuerbestattet und die Asche am Zentralfriedhof in der Ehrengrabstätte des Zentrums für Anatomie und Zellbiologie ohne Beisein der Angehörigen beigesetzt. Im Vermächtnis zur Körperspende können Angehörige benannt werden, die von der erfolgten Beisetzung erfahren sollen. Einmal im Jahr wird eine Gedenkfeier zu Ehren der Verstorbenen ausgerichtet, die ihren Körper der Wissenschaft zur Verfügung gestellt haben. Zur Teilnahme sind vor allem Angehörige der Verstorbenen, Studierende und Universitätslehrende eingeladen.

Das Wien so einen starken Stellenwert für Körperspenden hat, liegt neben der langen Tradition an den Platzgebeheiten. Rund sechstausend Quadratmeter Fläche umfasst das Institut. In den Katakomben werden die Leichen vorbehandelt. Viele Unis haben den Platz nicht, um Körper zu fixieren und zu behandeln. Weninger weist darauf hin, dass das Körperspendewesen im deutschsprachigen Raum ausgebaut ist – im Gegensatz zum angelsächsischen. Institutionalisiert wurde es in Wien seit den sechziger Jahren. Seither hat das Institut rund 30 000 bis 35 000 Spenden bekommen, weshalb auch von der Welthauptstadt der Körperspender die Rede ist.

Während an vielen anderen Universitäten Sezierkurse covidbedingt ausgesetzt wurden, arbeiten die Studenten in Wien unverdrossen weiter. Deswegen gibt es hohe Sicherheitsstandards. Die Institutsleitung will Seuchenfälle unbedingt vermeiden. 1400 Studenten werden wöchentlich durchgeschleust. Alle sechs Seziersäle sind ausgelastet. Ein Schichtbetrieb mit logistischem Aufwand ermöglicht das. An jedem Termin seziiert jeweils nur ein Student an einer Körperspende. Es gibt einen gestaffelten Einlass. Ein eigens dafür engagierter Sicherheitsdienst kontrolliert, ob die Abstandsregeln eingehalten werden. „Wir können das nur machen, weil Studenten das wollen. Sie schätzen einen praxisnahen Unterricht“, sagt Institutsvorstand Weninger. Den bieten nicht mehr alle Universitäten.

In Amerika setzt sich immer stärker die Digitalisierung im Anatomieunterricht durch. Der Trend kommt nun nach Euro-

pa. In den Vereinigten Staaten gibt es deutlich weniger Körperspenden, und es ist billiger, Eingriffe auf dem Computer zu simulieren. Dagegen wehrt sich der Professor: „Die Lehre muss praktisch sein.“ Das sei umso wichtiger, weil die Feinmotorik bei angehenden Medizinern schwächer werde. Im Seziersaal sind inzwischen Hinweisbilder angebracht, wie Pinzetten und Scheren zu halten sind. Früher wussten Studenten damit umzugehen. Heute machen viele keine entsprechenden Erfahrungen in Kindheit und Jugend, was einiges über die Fingerfertigkeit künftiger Generationen von Ärzten ahnen lässt.

Warum die Anatomie überhaupt wichtig ist, beantwortet der Chefanatom anschaulich: „Weil man nur dann die Zusammenhänge in der räumlichen Anordnung begreifen kann.“ Das merken Patienten schnell an Radiologen. Sie müssen eine klare dreidimensionale Vorstellung haben. Weninger sagt: „Wer gut befehlen kann, hat ein gutes anatomisches Wissen.“ Doch ist Anatomie inzwischen ein Luxus. In Österreich und Deutschland gibt es kaum noch Fachärzte für Anatomie. Das liegt daran, dass sie in diesem Fach um einiges geringer vergütet werden. Trotzdem betreibt Weninger mit seinem engagierten Team von Ärzten, Wissenschaftlern und Prosekturgehilfen mit

Leidenschaft Anatomie. „Es gibt zeitlich die Möglichkeit, mehr zu forschen. Breiter als in der Klinik. Anatomie ist Morphologie: dreidimensionales Verständnis. Wir können zu einer ganzheitlichen Sicht beitragen und dadurch neue Therapieansätze anstoßen“, sagt er.

Dessen ist sich Maria Y. bewusst. Die fünfundsiebzig Jahre alte Rentnerin wollte sich ursprünglich verbrennen lassen. Einer traditionellen Bestattung kann sie wenig abgewinnen. Ungern spricht sie von ihren Erfahrungen, wie es auf Begräbnissen oft zugeht. „Da heulen sich die Leute was weg, am nächsten Tag schimpfen sie über den Verbliebenen. Das widert mich an.“ Vor fast einundhalb Jahrzehnten ist ihre beste Freundin gestorben, die sich dem Anatomischen Institut verschrieben hat. „Meine Seele bleibt“, hat ihr die Gefährtin gesagt. Eine Blume, eine rosa Weigelie auf ihrer Terrasse, blüht jedes Jahr zu deren Todestag Anfang Mai auf. Lange hat Maria Y. überlegt. Mit ihrem Mann hat sie das Thema einmal angesprochen, dann gab es Streit.

Vor einem Jahr hatte sie einen Unfall. Er hat ihr verdeutlicht, wie rasch das Leben zu Ende sein kann. Sie fragte ihre Tochter und ihre Enkelin. Nach einer Woche Bedenkzeit haben beide zugestimmt. Rasch hat sie den Vertrag mit dem Anatomischen Institut abgeschlossen und führt nun ihren Körperspendeaussweis stets bei sich. Einst hatte sie selbst begonnen, Medizin zu studieren. Beim Sezieren kollaborierte sie und wechselte daraufhin das

Studium. Seither verfolgt die frühere kaufmännische Angestellte jedoch noch immer die Idee, der Forschung zu dienen und damit letztendlich ihrer Spezies. Davon könnten ihre Nachkommen einmal profitieren. „Damit habe ich einen Beitrag geleistet“, sagt sie. Seither lebt die Spenderin gelassener. „Egal was passiert, ich habe alles im Griff. Die Nachfahren wissen Bescheid. Ich habe vorgesorgt. Weiß, was mit mir geschieht. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Meine Seele, die flattert.“

Überzeugt ist sie davon, dass den Hinterbliebenen auf diese Weise viel abgenommen wird: organisatorische Belange, die Kosten. Das ist ja ein Ereignis, wofür man eine Checkliste braucht. Die Hinterbliebenen sollte man aus ihrer Sicht bedauern. „Die werden leider oft nicht fertig mit dem Tod. Das nimmt man ihnen damit ab.“ Das Einzige, was für die Hinterbliebenen schwierig sein könne, sei nicht Abschied zu nehmen. Wenn man einander achte und respektiere, dann sei das aber kein Problem, findet Maria Y. Sie empfiehlt ihren Nachkommen: „Setz dich in den wunderschönen Garten der Anatomie. Da werde ich sein.“ Zu ihrer Tochter, einer Künstlerin, hat sie eine innige Beziehung. Die kann damit umgehen und sieht es „als gutes Recycling“.

Von einem solchen Vorgang würde der Anatom Weninger wohl nicht sprechen – obgleich er mit seinem heiteren Naturell recht pointiert redet. Der Umgang mit den Toten scheint den Mediziner wenig zu belasten. Von seinem Büro aus kann er in einen Hof schauen, in dem regelmäßig Bestattungswagen vorfahren und Nachschub bringen. Auch er kann sich vorstellen, seinen Körper zu spenden. Selten, aber immer mal wieder wird berichtet, dass ehemalige Mitarbeiter des Instituts auf dem Seziersaal lagen oder dass Studierende dort auf ihre verstorbenen Verwandten trafen – die dann natürlich nicht mehr an diesem Körper arbeiten.

Wolfgang Weninger steht in der Tradition berühmter Anatomen wie Emil Zuckerkandl, nach dem gleich drei Besonderheiten benannt sind (Zuckerkanndl-Organ, Zuckerkanndl-Faszie und das Zuckerkanndl'sche Tuberculum). Sie alle blicken auf eine lange Geschichte in ihrem Fach zurück. Schon 1404 wurde in Wien eine Leichenöffnung für wissenschaftliche Zwecke vorgenommen. Das ließ die Kirche zu, weil niemand die Ursachen der Pestepidemien finden konnte. Vor mehr als einem Vierteljahrtausend wurde die

Nach dem Tod

Herr K. will der Forschung dienen, Frau Y. sucht ihren Frieden. Wien ist die Welthauptstadt der Körperspenden. Von nützlichen Leichen und der ewigen Seele.

Von Michaela Seiser und Jacqueline Godany (Fotos)

Anatomie an der Wiener Universität zum eigenen Fach. Heute kommen Mediziner aus der ganzen Welt in die Donaumetropole, um Techniken an Körpern von Verstorbenen für die Rettung Lebender zu üben. Ein wichtiges Anliegen ist dem Institut die Entwicklung und Patentierung neuer 3D-Bildgebungsmethoden. Beispiele für deren Einsatz sind anatomische Erstbeschreibungen wie „vascular units“ in der menschlichen Haut, Erforschung von angeborenen Fehlbildungen und operativer Zugänge zu Hirngefäßen von Kindern, der Therapie von Tumoren am Mensch- und Tiermodell, von Hauttransplantaten und Fettersatzstoffen. In der Klinischen Anatomie gibt es drei Dutzend wissenschaftliche Publikationen im Jahr. Konservative und operative Therapien werden gemeinsam mit Partnern entwickelt: in der Herz-, Gefäß-, Unfall-, Neuro- und Allgemeinchirurgie, Orthopädie und weiteren Disziplinen von nationalen und internationalen Universitäten und Krankenhäusern. In der Corona-Pandemie analysierte das Institut den Nasen-Rachen-Abstrich, um diesen möglichst optimal durchzuführen.

Auch Thomas K. hofft, dass seine Spende einmal Fortschritt in der Therapie seiner Krankheit bringt. Er ist am Kleinhirn erkrankt. Das beeinträchtigte den studierten Physiker im Alter von Anfang dreißig mehr und mehr in der Motorik. Das war vor einem Jahrzehnt. Danach hat er zahlreiche Ärzte konsultiert, ohne auf eine Therapie zu stoßen. Gute Erfahrungen machte er mit Logopädie, Ergotherapie und Physiotherapie sowie mit Feldenkrais und Chi Gong. Tennis, Tischtennis und Fußball spielen kann er nun nicht mehr. „Ich kann das Dynamische, Koordinative nicht mehr. Der Gleichgewichtssinn ist eingetrübt. Deswegen ist es auch mit dem Radfahren vorbei“, erzählt er. Seine Erkrankung kommt selten vor, es gibt kein wirtschaftliches Interesse, daran zu forschen. K. ist sich sicher, dass zu seinen Lebzeiten kein Durchbruch erzielt wird. Deshalb will er mit seiner Spende nach seinem Tod beitragen zur Forschung. Dass dann an seinen Überresten herumgeschneppelt wird, stört ihn nicht: „Wenn der Mensch tot ist, ist er sowieso tot.“

Wer sich der Anatomie in Wien vermach, hat gute Chancen auf einen raschen Einsatz. Schließlich kommen zwei Drittel aller Spenden im frischen Zustand auf den Seziersaal. Auf diese Weise können Operationen gut simuliert werden. Die anderen verbleiben sechs Monate in Fixierflüssigkeit. Das Gewebe ist dann in einem anderen Zustand. Die Aufbereitung des Körpers und die anatomischen Untersuchungen zu Ausbildungs- und Forschungszwecken dauern im Regelfall zwischen einem Monat und drei Jahren. Alle Körperregionen sollen sinnvoll verwendet werden. Infektiöse Spenden werden ausgeschlossen. Durch Corona gibt es seit einem Jahr mehr davon. Doch ohne Infektion ist die Spende auch ein Weg, seinen Frieden zu finden. Viele entscheiden sich erst wenige Jahre vor dem Tod für eine solche Verwendung. Für manche von ihnen ist der Tod nicht das Ende. Vielmehr nur die Wende, der Beginn der Ewigkeit.



Wolfgang Weninger leitet die Anatomie der Medizinischen Universität.



Bernhard Höfer vor der Ehrengrabstelle am Zentralfriedhof